

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Waffen des Lichtes

**Faulhaber, Michael von
Freiburg im Breisgau, 1915**

10. Das Schwert auf der Wage des Evangeliums

urn:nbn:de:bsz:31-34694

10. Das Schwert auf der Wage des Evangeliums.

Als Sonderheft erschienen in „Glaube und Leben“.
München.

Die bewaffnete Völkerverwanderung der Jahre 1914 und 1915 wird ein Stück alter Weltgeschichte zertrümmern und ein Stück neuer Weltgeschichte aufbauen. Wir werden uns nicht damit begnügen, gedankenlos im Tagebuch der Kriegschronik mitzublätern und dem äußeren Verlauf der wechselnden Kriegsergebnisse flüchtige Blicke nachzuwerfen, so wie man im Kino die Lichtbilderfolge einer Parade am Auge vorbeiflimmern läßt. Wir werden die Kriegszeit tiefer miterleben und nach der Seele des Krieges fragen, die als unsichtbarer Generalstab den äußeren Gang der Ereignisse bestimmt und selber wieder von einer höheren Rechtsordnung bestimmt wird. Das Prinzip der Skrupellosigkeit ist kein deutsches Prinzip, und auch in Waffen fühlt sich unser Volk nicht jenseits von gut und böse. Die ewigen Gesetze der Wahrheit und Treue, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit bleiben auch im Kriege das unbeugsame Richtmaß, an dem schließlich alle Schlachtenpläne und Schlachtentaten und Schlachtenberichte nachgemessen werden.

Die erste und oberste grundsätzliche Frage des Kriegsgewissens lautet: Ist der Krieg überhaupt erlaubt? Ist es vor Gott und der Weltgeschichte zu verantworten, daß Völker für ihre Streitfälle die Waffen entscheiden lassen, mag auch dabei die halbe Welt in Scherben gehen? Die Frage lautet nicht: Ist dieser oder jener Einzelkrieg gerecht? Die Londoner Nebelschwaden werden auf die Dauer die geschichtliche Wahrheit nicht verschleiern. Das deutsche Heer ist mit stahlblanken Schilden ausgezogen. Nach meiner Überzeugung wird dieser Feldzug in der Kriegsethik für uns das Schulbeispiel eines gerechten Krieges werden. Die Frage lautet auch nicht: Ist diese oder jene Einzeltat in der Art der Kriegsführung sittlich unanfechtbar? Wo die Entschlüsse so blitzschnell gefaßt und ausgeführt werden müssen, kann der Eifer der fiebernden Nerven auch einmal daneben hauen, kann in die Reihe der Kriegstaten sich auch einmal eine Untat einschleichen, ohne den Rechtscharakter des Krieges im ganzen umzustößen.

Nun laden wir die Geister des Krieges vor den Richterstuhl des Evangeliums. Die Stiftungsurkunde des Christentums, das Grundbuch der christlichen Weltordnung, die frohe Botschaft des Erlösergottes, das Evan-

gelium als Offenbarungsurkunde in der Hand der Kirche, zugleich aber auch als Geschichts- und Rechtsurkunde, soll uns Rede und Antwort stehen, ob der Krieg an sich Recht oder Unrecht, Sinn oder Wahnsinn sei. Wer so tief in die Seele des Volkes schaut wie der Seelsorger, der weiß, wie vielen diese Frage auf der Seele lastet. „Die Hilfe“ schrieb im Oktoberheft 1914 (S. 47): „Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker, von dem wir jetzt erfüllt sind, und für den Kriegstod.“ Und Klopstock, der als Sänger der Messiasde gewiß einen tiefen Blick in das Buch der Bücher tat, nannte den Krieg „der untersten Hölle lautestes, schrecklichstes Hohngelächter“. Ist das wahr? Hört an den masurischen Seen und vor Ypern, in den Karpathen und Argonnen wirklich alles Christentum auf? Bedeutet ein Krieg den Zusammenbruch der christlichen Weltordnung? Gibt es zwischen den beiden Größen Krieg und Evangelium einen friedlichen Ausgleich, oder drehen sie den Kopf nach entgegengesetzten Welten wie die beiden Adler im Doppeladlerwappen? Gibt das Evangelium dem Krieg einen Waffenpaß, vielleicht sogar einen Waffensegel, oder aber gibt der Krieg dem Evangelium den Laufpaß

und Scheidebrief? Kann man den beiden Herren dienen, oder muß man, um den einen zu lieben, den andern hassen? Wir wollen mit ehrlichen Gewichten das Recht des Krieges auf der Wage des göttlichen Offenbarungswortes abwägen und, ohne zu verkleistern, den Menschensohn, das leibhaftige Evangelium, geradeheraus fragen: Meister, wir wissen, daß du den Weg der Wahrheit lehrst und kein Ansehen der Person kennst, sage uns: Ist es erlaubt, dem Kaiser den Blutzoll zu zahlen?

Die normale und kulturschaffende Weltlage ist der Weltfriede. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand, der von Zeit zu Zeit zur Entspannung der politischen Lage notwendig werden kann, aber immer nur als Mittel zum Frieden, und immer erst dann, wenn alle Versuche, eine Streit-sache auf friedlichem Wege beizulegen, gescheitert sind, und der zuständigen höchsten Stelle kein anderes Mittel bleibt, ein Unrecht abzuwehren oder ein notwendiges Lebensrecht völkischen Daseins zu retten. Ein Volk darf nicht den Mutwillen haben, einen vermeidlichen Krieg vom Zaune zu brechen; es muß aber den Mut haben, einen unvermeidlichen Krieg auf sich zu nehmen.

Dieses Rechtsverhältnis zwischen Krieg und Frieden wird durch zwei einseitige Auffassungen

schief gestellt: durch den Martialismus zu gunsten des Krieges, durch den Sabbatismus zu gunsten des Friedens. Martialismus nenne ich die grundsätzliche Lust am Krieg, die martialische Auffassung, der Krieg sei die normale und gesunde Weltlage, und im Felde allein sei der Mann etwas wert. Sabbatismus nenne ich den Ruf nach dem ewigen Sabbat, die grundsätzliche Ablehnung eines jeden Krieges um jeden Preis, auch um den Einsatz unveräußerlicher Werte im Leben eines Volkes. Martialismus ist der Mutwille zu einem an sich vermeidlichen Krieg; Sabbatismus ist der Unmut auch gegenüber dem unvermeidlichen. Der Martialismus nimmt sich den Spruch des alten Heraklit ins Wappen, der Krieg sei der Vater aller Dinge; der Sabbatismus den Spruch des alten Vergil, im Kriege sei überhaupt kein Heil. Martialismus ist das, was unsere verflochtenen Freunde jenseits des Kanals mit einem zugkräftigen Schlagwort unter falscher Flagge den deutschen Militarismus heißen.

Der Martialismus hat im Evangelium keinen Stützpunkt. Im Buche der frohen Heilsbotschaft weht ein anderer Geist als in den griechischen Heldenliedern oder im Buche über den gallischen Krieg. In einer Religionsurkunde,

die in ihrem innersten Wesen Offenbarung und Gesezbuch der ewigen Liebe ist, werden wir umsonst nach Schlachtenpsalmen suchen. Eine Religionsurkunde, die dem altbiblischen Schwertlied, für Lamech werde siebzimal siebenmal Rache genommen, mit Absicht das neue Gebot gegenüberstellt, dem Bruder siebzimal siebenmal zu verzeihen (Gn 4, 24. Mt 18, 21 f), eine solche Religionsurkunde hat naturgemäß neben dem „Selig sind die Friedfertigen“ (Mt 5, 9) keinen Raum für eine Seligpreisung des Krieges im martialischen Sinne. Die Heilsbotschaft der vorchristlichen Zeit hatte, zulezt in den Makkabäerkriegen, das religiöse Heilsgut in den nationalen Rahmen eingestellt; das Evangelium hat die Heilsordnung über den nationalen Rahmen hinausgehoben, an Stelle des Herrn der Heerscharen Israels dem Welterlöser den Altar gebaut und das Gesetz der internationalen Bruderliebe verkündet. Eine solche Religion, die über alle Grenzpfähle hinaus die Völker wie Brüder im weltweiten Einfamilienhaus der Kirche sammelt und einem Jenseits ohne nationale Farbe entgegenführt, wird naturgemäß der Entzweiung der Völker kein Hosanna singen und die Gemeinschaftswerte der Menschheit stärker betonen als die Sonderwerte der einzelnen Völker. In

keinem Fall hat das Evangelium für die Kriegslust in martialischem Sinne einen Segen übrig.

Der Gruß des Evangeliums ist ein Gruß des Friedens. „Friede den Menschen auf Erden“ (Lk 2, 14) lautete der Morgensegen des Heilandlebens, „Meinen Frieden hinterlasse ich euch“ (Jo 14, 27) sein Abendsegen und letztwilliges Vermächtnis, „Der Friede sei mit euch“ (Lk 24, 36. Jo 20, 21. 26) sein täglicher Gruß, „Haltet Frieden untereinander“ (Mk 9, 49) sein väterliches Mahnwort, „Friede sei diesem Hause“ (Mt 10, 12) die Amtsanweisung an seine Sendboten. Dieser Friedensgruß bezieht sich allerdings zunächst auf den religiösen Seelenfrieden, auf das seelische Wohlgeborgensein in Gottes Gnade und Gottes Armen, nicht auf den politischen Burgfrieden mit den Menschen, und ist als religiöses Gut schon in dem Fürwort „Meinen Frieden gebe ich euch“ genugsam gekennzeichnet. Der Menschensohn kam gelegentlich auf staatspolitische Weisheit (Mt 12, 25. Lk 11, 17) und staatsbürgerliche Pflichten, im besondern die Pflicht der Kultusumlagen (Mt 17, 23—26) und Staatssteuer (Mt 22, 17. 21) zu sprechen, warnte gelegentlich vor dem Sauerteig einer verfehlten Politik (Mk 8, 15), grundsätzlich aber war seine

Sendung eine durchaus religiöse. Er war nicht gesandt, das Pulver zu erfinden und als ein neuer Makkabäer sein Volk in den heiligen Krieg zu führen oder sonstwie in das politische Gefüge der Staaten einzugreifen. Das Joch, das er seinen Jüngern auflegt, ist „sein“ Joch, (Mt 11, 29 f), kein kaudinisches Joch politischer Unfreiheit. Das Evangelium, die Geschichte seines Lebens, grundsätzlich ein Katechismus des Himmelreiches, kein Lehrbuch staatspolitischer Weisheit, will mit seinem Friedensgruß zunächst nur den religiösen Frieden mit Gott verbürgen, der vom guten Willen jedes einzelnen abhängt, nicht aber den politischen Frieden, der vom bösen Willen des Nachbarn jederzeit gestört werden kann. Immerhin muß der religiöse Friede des guten Gewissens in dem Maße, als er die Seelen erobert, mit der Zeit auch auf das soziale und politische Leben der Völker zurückstrahlen. In keinem Fall ist die Mordwut des Martialismus mit dem Siegel des Evangeliums zu besiegeln.

Damit erledigt sich die einzige Stelle im Evangelium, die martialisch schwertfromm klingt: „Glaubt nur nicht, ich sei gekommen, den Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, son-

dern das Schwert" (Mt 10, 34. Lk 12, 51). Da das Schwert in der Bildersprache des Evangeliums Hieroglyphe für den Krieg ist, kam die Stelle in den Ruf, ein Evangelium des Krieges zu sein. Tatsächlich ist aber dort nicht von politischen Kriegen die Rede — in diesem Sinne hätte Christus der damaligen sehr schwertfrommen Welt den Krieg nicht erst bringen müssen. „Ich bin gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, will heißen: Mein Reich wird sich nicht mit spielender Leichtigkeit, in paradiesischer Ruhe einen Platz an der Sonne erobern, sondern nur unter beständigen Anfeindungen bis aufs Blut, unter säbelscharfen Gegensätzen (Mt 11, 12), die bis in die Familien hineinreichen und dort Doppellager schaffen (Lk 12, 52) und tief einschneidende Entzweiung. Vor der religiösen Überzeugung müssen die Rücksichten auf Fleisch und Blut zurücktreten, und eher als man dem Erlöser ins Gesicht hinein den Abschied gibt, muß man wie mit dem Schwert das Tischtuch am Familientisch zerschneiden und sich verstoßen lassen. Mit dem Schwert, das der Meister des Evangeliums bringt, sagt er demnach seinen Jüngern: Euer Losung sei nicht das tätige Anfeinden als Träger des Schwertes, euer Los ist das

duldende Angefeindetwerden als Märtyrer des Schwertes. Die Helden des Neuen Bundes, St Paulus voran, werden in der Kunst mit dem Schwerte abgebildet, nicht als Tathelden, sondern als Dulderhelden des Schwertes. Die martialische Lust am Kriege wird also auch hier im Evangelium abgelehnt.

Anderseits darf sich aber auch der Sabbatismus, die grundsätzliche Forderung „Die Waffen nieder“, nicht auf das heilige Buch berufen. Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck gegen den notwendigen heiligen Kampf der Völker. Wir dürfen auch hier im Evangelium nur Evangelium suchen und nicht unsere Menschengedanken in die heiligen Rollen hineinlesen, statt Gottesgedanken aus ihnen herauszulesen. Dem heißblütigen Petrus, der bei der Gefangennahme am Ölberg kurzbesonnen das Schwert aus der Scheide reißt und dreinhaut, verweist der Meister diesen gewalttätigen Befreiungsversuch mit dem gemessenen Befehle: Laß das, Petrus, „stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Mt 26, 52). Auch dieser Armeebefehl an die Welt des Evangeliums will als religiöses Richtwort, nicht als militärisches Schwertverbot

im Sinne der Sabbatisten gefaßt werden. Der Befehl war an einen Papst, nicht an einen Kaiser gerichtet, und will die Ausbreitung oder Befreiung des Christentums mit Waffengewalt, nicht aber jeglichen Schwertthieb der staatlichen Obrigkeit verbieten. Die Obrigkeit trägt nicht umsonst das Schwert (Röm 13, 4), und nicht umsonst ist in der kirchlichen Königsweihe eine eigene Schwertweihe vorgesehen. Dagegen beweist die Geschichte der Religionskriege, daß alle, die das Schwert ergriffen, um damit dem Reiche Gottes die Wege zu bahnen, ihm tiefe Wunden schlugen.

Das Gewichtverhältnis zwischen Krieg und Frieden auf der Wage des Evangeliums steht also zu gunsten des Friedens. Damit aber, daß dem Frieden das relative Vorrecht zugesprochen wird, ist der Krieg noch nicht in absolutes Unrecht gesetzt. Sabbatisten, die auf Friedenskongressen ihrem an sich ehrwürdigen Friedenswerk einen religiösen Unterbau geben wollen, kommen leicht auf diesen Trugschluß. Es kann der Krieg um des Krieges willen abgelehnt werden, ohne daß damit der Krieg um des Friedens willen abgelehnt wird. Es kann der Friede ein Klang aus der Harfe des Himmels sein, ohne daß

damit jeder Krieg der untersten Hölle lautestes, schrecklichstes Hohngelächter wird. Wenn die beiden, Krieg und Friede, zur Audienz zum Lehrmeister des Evangeliums kämen, der Krieg bis an die Zähne in Eisen gepanzert, der Friede mit dem Stzweig, der Meister würde gewiß den Frieden mit beiden Händen segnen. Würde er dem Kriege sagen: Du wilder Mann, ich habe keinen Segen mehr für dich? Würde er ihm fluchen, und auch dem gerechten Kriege, dem Kriege um des Friedens willen, jeglichen Rechtsausweis und Waffenpaß verweigern?

Die Frage nach dem Rechtscharakter des Krieges darf wie alle Rechtsfragen nicht mit dem Gefühl, nicht nach persönlichen Kriegswunden beantwortet werden. Wir gehen in Ehrfurcht an den Leidtragenden des Krieges vorüber und grüßen aus tiefer Seele das Heldentum unter dem schwarzen Schleier. Wir können persönlich wünschen, die Feuerpausen der Kriegsgeschichte möchten immer länger dauern, die Rufe nach einem internationalen Schiedsgericht in einer praktisch durchführbaren Form zur Sicherung des Völkerfriedens möchten mit Berta v. Suttner nicht begraben sein. Das Rechtsgewicht des Krieges darf aber nur in unparteiischer Abwägung der sachlichen Für- und Widergründe,

nicht nach persönlichem Leid und Mitleidempfinden abgewogen werden. Die Gerechtigkeit handhabt ihre Wage mit verbundenen Augen, um die Tränen und andern Gefühlsmomente nicht zu sehen. Es handelt sich hier darum, unser Gewissen, nicht aber unser Gefühl mit dem Kriege auszusöhnen.

Das Eingangskapitel des ersten Evangeliums enthält den messianischen Stammbaum, der in vielen seiner Namen eine Feldherrenhalle darstellt. Das Wiegenlied des Kindes von Bethlehern, an sich ein Hochgesang des Weltfriedens, hat zum Nachspiel den Kindermord, der wie blutiges Morgenrot dem Gotteskinde selber zum frühen Tode leuchtet. Während Immanuel zu Nazareth lebte im ersten Jahrzehnt seines Lebens, wurde die Schlacht im Teutoburger Wald geschlagen. In den Tagen seines öffentlichen Lebens fiel der Kopf seines Freundes und Vorpostens Johannes unter dem Henkerschwert (Mt 14, 10). Der Stundenlauf seiner nächtlichen Gebetswachen war auf die militärische Uhr eingestellt (Mk 6, 48), die er auch in der Gleichnisrede als Stundenähler nahm (Lk 12, 38). Darauf, daß im Evangelium die Heerscharen der Engel nach militärischer Einteilung in Legionen sich gliedern (Mt 26, 53), ist schon deshalb kein Nachdruck

zu legen, weil auch die Dämonen behaupten, ihr Name sei Legion (Mk 5, 9). Das Thomaswort „Laßt uns gehen und mit ihm sterben“ (Jo 11, 16) bleibt der schönste Fahneneid. Der Seliand, die erste Verdeutschung des Evangeliums im 9. Jahrhundert, religionsgeschichtlich und kunstgeschichtlich ein Nibelungenschatz unseres Volkes, hat für den kriegslustigen Leserkreis der Dichtung mit Vorliebe die soldatischen Züge des Evangeliums ausgemalt. Für unsere Rechtsfrage ist indes auf diese militärischen Zwischennoten des heiligen Buches kein Gewicht zu legen.

Gewichtiger ist, daß das Evangelium den Krieg als geschichtliche Tatsache des christlichen Zeitenlaufs auf der ganzen Entwicklungslinie von der ersten bis zur letzten Stunde in Aussicht stellt. Das Wort von den Blutzeugen (Mt 24, 9) läßt schon für die apostolische Zeit blutige Tage ahnen, und für den Vorabend des Weltgerichtes werden in prophetischer Fernsicht je später je blutiger die furchtbarsten Völkerkriege angekündigt: „Ihr werdet von Kriegen hören und Kriegsbotschaften. Es wird Volk wider Volk sich erheben“ (Mt 24, 6 f). Der Zusatz im Markusevangelium: „Solches muß geschehen“ (Mt 13, 7), hat die Tatsache des Krieges

sogar als unabwendbares Angebinde der Weltgeschichte bezeichnet. Das Evangelium träumt trotz aller Vorliebe für den Frieden keinen weltfernen Friedenstraum und hat nicht einmal die Friedensgedichte der Propheten vom Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen wiederholt. In seinem Lichte ist der Glaube an einen ewigen Weltfrieden ein Aberglaube. Die ewige Ruhe ist nur in der Herberge der Toten auf dem Campo santo zu Hause und in den Wonnegesilden derer, die in Gott überwunden haben. Einen Zusammenbruch der christlichen Weltordnung kann der Krieg also nicht bedeuten, da im Evangelium nur der Weltkirche, nicht dem Weltfrieden unverwüstlicher Bestand verbürgt wird. Ohne Frage hat das heilige Vierbuch den Krieg als geschichtliche Tatsache der christlichen Ära bejaht. Es fragt sich nur, ob es ihn auch als rechtliche Tatsache benotet.

Es treiben sich im Evangelium Militärpersonen herum, die dem Gottesreiche fernstehen wie Pontius Pilatus dem Credo. Man denke an die rohe Soldateska, die im Kasernenhof die Komödie der Dornenkrönung mit dem Herrn aufführt (Mt 27, 27—30), oder an die Söldnerwache unter dem Kreuze, die um die Kleider

des Sterbenden wirft (27, 35 f), oder auch an die Grabwache, die um ein paar Silberlinge für eine dienstliche Falschmeldung sich kaufen läßt (28, 12—15). Von diesen Freibeutern abgesehen, ist der Wehrstand im Evangelium in ehrwürdigen, edlen Gestalten vertreten. Zu Johannes am Jordan kamen mit ehrlichem Heilswillen „auch Kriegsleute und sprachen: Was haben denn wir zu tun?“ Und der strenge Mann verliest ihnen seine Kriegsartikel: „Verübt gegen niemand Erpressung und Unrecht und seid mit eurer Löhnung zufrieden!“ (Lk 3, 14.) Den Hauptmann von Kapharnaum, eine hochedle Offiziersgestalt, durch und durch Militär, nennt Christus dem Sinne nach einen Glaubenshelden nach seinem Herzen und in feierlicher Sprache den Flügelmann, der den Anmarsch der Heidenwelt vom Aufgang und Niedergang zu den Toren des Gottesreiches eröffnet (Mt 8, 5—13; Lk 7, 1—10). Die ewig schöne Antwort dieses berühmtesten Kompagniechefs: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach“ hallt heute als liturgisches Kommuniongebet von allen Altären wieder. Derartige Auszeichnungen von Soldaten fallen um so schwerer ins Gewicht, als es sich um Ausländer im

römischen Waffenrock handelte, um die Besatzungstruppe, die von den Eingeborenen Palästinas mit ähnlichen Gefühlen betrachtet wurde, wie heute die deutsche Besatzung in Belgien. Ein weiteres grundehrliches Soldatenblut ist der Hauptmann unter dem Kreuze, der das Wachkommando im Henkerzug nach der Schädelstätte hatte und durch ehrliche Beobachtung der majestätischen Ruhe des Kreuzträgers, unbeirrt vom Gebell des Haufens, zum Glauben kam und den Mut hatte, ein öffentliches Glaubensbekenntnis abzulegen. Der Hauptmann bekannte: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mk 15, 39; Lk 23, 47). Eigentlich war er kommandiert, den Tod und kläglichen Zusammenbruch des Jesus von Nazareth, des Königs der Juden, amtlich zu beurkunden, und statt dessen wird er ein Herold seines Reiches. Diese Männer trugen unter dem Waffenrock das hochzeitliche Kleid für das Reich Gottes.

Nun aber sind Kriegerstand und Krieg so notwendig und innig verbunden, daß das Evangelium unmöglich den einen segnen und dem andern fluchen, unmöglich dem einen die Tore zum Gottesreiche öffnen und dem andern den

Paß verweigern, unmöglich kriegerfreund-
lich und kriegsfeindlich sein kann. War
der Krieg und damit auch der Kriegerstand
in der Standesordnung des neuen Reiches
ohne sittliches Daseinsrecht, dann mußte Jo-
hannes am Jordan den Soldaten auf ihre
Frage, was sie als Soldaten zu tun hätten,
statt des Mahnworts „Seid mit euerer Löhnung
zufrieden“ zu allererst ins Gewissen reden: „Es
ist euch nicht erlaubt, dem Kaiser Heeresfolge
zu leisten. Zieht eueren Waffenrock aus und
geht Schafe hüten und Weinberge umgraben!“
Und Christus hätte dem Offizier von Raphar-
naum geradeheraus gesagt: „Mein lieber Haupt-
mann, wer die Hand an das Schwert legt, ist
nicht tauglich für das Reich Gottes. Eher
sammelt man Trauben von den Dornen und
Feigen von den Disteln, als Gotteskinder aus
dem Soldatenberuf.“ Christus konnte einen
Vertreter des Kriegerstandes nicht selig preisen,
wenn der Kriegerstand und damit der Krieg
in seinen Augen in jedem Fall ein unbedingtes
Unrecht war.

In den Waffenpaß des Krieges als einer
Rechtstatsache im Bereiche der christlichen Welt-
ordnung schreiben wir auch den kategorischen
Imperativ des Gesalbten: „Gebt dem Kaiser,

was des Kaisers ist!" (Mt 22, 21; Mk 12, 17.) Das Heilandwort hat den Ton eines militärisch gemessenen Befehls und erging in einer Zeit, in der es mehr als heute des Kaisers war, Kriege zu erklären und zu führen. Es war eine harte Rede, weil sie sich auf einen Kaiser bezog, der ohne angestammte Herrscherrechte damals mit der Faust des Eroberers das Schwert auf den Nacken der Tochter Sion legte. In diesem mutigen und majestätischen „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ liegt die ewige Richtlinie des staatsbürgerlichen Gewissens auch für den Opfergang auf die Gefilde des Todes, liegt der Ausdruck des neutestamentlichen Christentums für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker. Das Gebot bezieht sich nicht allein auf die Steuerpflicht gegenüber dem Kaiser, so gewiß auch das kehrseitige Gebot „Gebt Gott, was Gottes ist“ mehr als die Pflicht der Tempelsteuer umfaßt.

In den Gleichnisreden, deren Bilder im allgemeinen den friedlichen Berufskreisen der Landwirtschaft und des Hirtenlebens entnommen sind, kommt das Evangelium dreimal auf den Krieg zu sprechen, dreimal in einer Form, die dem Waffenpaß des Krieges das Siegel der Befürwortung aufdrückt. Das erste Mal (Lk 14, 31—32) wird die Zurüstung

für den Krieg, der Ausmarsch ins Feld, mit dem Gang in Gottes Reich in Vergleich gebracht. „Welcher König wird gegen einen andern zu Feld ziehen, um Krieg zu führen, ohne sich zuerst hinzusetzen und zu überlegen, ob er mit 10 000 Mann dem entgegenrücken kann, der mit 20 000 ihm entgegenkommt?“ Der Sinn der Parabel ist: Wie die Könige den Krieg lange voraus überlegen und planvoll vorbereiten, so sollt auch ihr den wichtigsten Gang im Leben, den Gang in das Reich Gottes, gut vorbedenken und nicht planlos und blind überstürzen. War die Zurüstung für den Krieg und damit der Krieg im Urteil Jesu etwas in sich Unfittliches und Unrechtes, dann konnte die Rüstung für den Kriegsdienst nicht leicht als Vorbild für die durch und durch sittliche Pflicht des Gottesdienstes hingestellt werden. Für sich allein würde diese Parabel allerdings ein sittliches Werturteil über den Krieg im Lichte des Evangeliums nicht gestatten.

Im zweiten Fall (Mt 22, 2—7) wird der Krieg als Zuchtrute in der Hand Gottes bezeichnet. In der Gleichnisrolle eines Königs sandte Gott seine Boten aus, zum Hochzeitmahle seines Sohnes einzuladen. Von den Geladenen machten die einen leere Ausreden,

die andern vergriffen sich an den Boten des Königs und töteten sie. „Als der König das hörte, wurde er zornig und sandte seine Truppen aus, ließ jene Mordbuben zugrunde richten und ihre Stadt in Brand stecken.“ Im Sinne der Parabel erscheint hier der Krieg als Gottesgericht über die Frevler an der religiös-sittlichen Weltordnung und an heiligen Majestätsrechten. Ein Krieg, der die Mordtat von Serajewo sühnen will, ist im Lichte dieser Matthäusparabel als eine Rechtstat erwiesen.

In einer dritten Gleichnisrede erscheint Christus selber in der Uniform eines Kämpfers, und damit vollendet sich der Beweis für den Rechtscharakter des Krieges in der Welt des Evangeliums. In den messianischen Psalmen des Alten Bundes trägt der Gesandte des Heils wiederholt das Kostüm eines siegreichen Feldherrn, der in strahlender Waffenrüstung den Triumphwagen besteigt und mit scharfen Pfeilen nach dem Herzen seiner Feinde zielt (Ps 44, 4—6), von unterlegenen Königen sich huldigen läßt (Ps 71, 9—11) und feindliche Nationen zerschmettert (Ps 109, 6), oder er trägt das Kostüm eines Gerichtsherrn, der mit eisernem Zepter seine Herrscherrechte wahrht (Ps 2, 9; vgl. Offb 19, 15) und in der

Fülle seiner Kraft die Völker zerstampft wie der Kelstretter die Trauben in der Kufe (Jf 63, 1—6). In der Literatur des Neuen Bundes hat der Gesalbte im allgemeinen den Heldennamen mit dem Heilandnamen, die Rolle des Feldherrn mit der Rolle des guten Hirten, die Rolle des Kelstretters mit der Rolle des barmherzigen Samariters vertauscht. Einmal aber wird auch noch im Evangelium in abgekürzter Gleichnisrede das Erlösungswerk als Kampf des Stärkeren mit dem Starken dargestellt: Bislang habe Satan der Starke als Fürst der Welt geschaltet und gewaltet, jetzt aber werde Christus der Stärkere „über ihn kommen und ihn überwinden, ihm seine ganze Waffenrüstung abnehmen und seine Beute verteilen“ (Lk 11, 21—22; Mt 12, 29; Mk 3, 27). Auch als Gleichnisrede wäre diese Sprache eine Gotteslästerung, wenn das Kriegshandwerk in sich Unrecht wäre. Es wäre beispielsweise undenkbar, dem Erlöser die Rolle eines verlorenen Sohnes oder eines ungerechten Verwalters zuzuweisen. Ähnlich wie auch das Wort Gottes nie und nimmer mit einem zweischneidigen Schwert zu vergleichen wäre. (Offb 19, 15), wenn das Kriegerschwert an sich mit dem Räuberdolch sittlich gleichwertig ist.

Das Evangelium hat also tatsächlich dem Kriege einen Waffenpaß ausgestellt. Ein unbedingtes Unrecht des Krieges ist aus dem Buch der frohen Botschaft nicht zu erweisen — damit allein schon ist sein bedingtes Recht erwiesen. „Wer für den Krieg ein Ja und Amen hat, steht nicht mehr auf dem Boden des Evangeliums“ — die so reden, kennen weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Wir gehen noch einen Schritt weiter: Das Evangelium hat für den Krieg nicht nur einen Waffenpaß, es hat für ihn sogar einen Waffensegen.